

rundschreiben 2 | 2004



medico international



medico international

rundschreiben

Herausgeber:

medico international
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
Tel.: (069) 94 43 80
Fax: (069) 43 60 02
E-Mail: info@medico.de
www.medico.de

Redaktion:

Thomas Gebauer, Martin
Glasesnapp, Katja Maurer

Lektorat: Reinhard Arendt

Gestaltung: Ingo Thiel

Titelbild:

ANTIGONE nach Sophokles/Hölderlin,
schauspiel frankfurt, Spielzeit 1978

Spendenkonten:

1800 Frankfurter Sparkasse
(BLZ 500 502 01) oder
6999-508 Postbank Köln
(BLZ 370 100 50)

Deutsches
Zentralinstitut
für soziale
Fragen/DZI



DZI Spenden-Siegel:
Geprüft • Empfohlen

ISSN 0949-0876

Editorial	3
Kommentar	
Kultur der Schamlosigkeit	4
Nicaragua	
Besiegte Sieger: Vor 25 Jahren stürzten die Sandinisten die Diktatur	7
El Tanque	
Humankapital in Bauernhand	9
Nicaragua wieder gesehen	
Auf den Spuren von Marie Langer	11
Brasilien	
Begegnungen mit der Bewegung der Landlosen	13
Susan Sontag	
Die Fotografien sind wir	17
Irak/Kurdistan	
Die Geschichte von Koreme	18
Herbert Wulf	
Die Kriegs AG	21
Südafrika/Chile	
Schurken ohne Staat	22
Kontinuität und Unabhängigkeit	
Die »stiftung medico international«	25
medico Aktiv!	
Südafrikanische Township-Kids touren durch Deutschland	28
Hinweise	30
medico Materialien	30

Liebe Leserinnen und Leser,

im psychiatrischen Krankenhaus von Managua, so schreibt uns Leticia Cufre in ihrem Brief (s. S. 11), seien sie nicht zur Methode der Elektroschocks zurückgekehrt. Wer die Geschichte kennt, die sich hinter diesem Satz verbirgt, der möchte ein Ausrufezeichen setzen. In einer Reiserportage von 1990, kurz vor der Abwahl der Sandinisten, schildert sie der Berliner Psychoanalytiker Horst Petri: »Vor dem ‚triumfo‘ 1979 bestand die Behandlung der Patienten in täglichen Elektroschocks, körperlicher Prügel, Einsperren und Anketten. Heute bestimmen das von England übernommene Konzept der therapeutischen Gemeinschaft und die von Basaglia in Italien entwickelte gemeindenaher Psychiatrie mit einer weitgehenden Öffnung der Anstalt die psychiatrische Realität des Landes.« Wenigen Wochen nach diesen Zeilen wurden die Sandinisten abgewählt. Der großsprecherische Wahlslogan »todo será mejor« (alles wird besser) war nicht einmal eine Nebelkerze. Die Vertröstung auf eine nicht näher definierte Zukunft tauschte die Mehrheit der Wählerinnen und Wähler lieber gegen »ein bisschen Frieden«.

Heute gibt es die sandinistische Option nicht mehr. Die Analphabetenrate hat wieder alte Höhen erklommen. Und das Projekt »Gesundheit für alle«, das medico in den 80er Jahren gemeinsam mit dem Gesundheitsministerium zu realisieren versuchte, ist durch die Privatisierung des Gesundheitswesens ersetzt worden. Bleibt allein, dass im psychiatrischen Krankenhaus nicht mehr misshandelt wird, und das Elend höflich geworden ist, wie Leticia schreibt?

Als Nicaragua nur noch unerschöpfliches Arbeitskräftereservoir für Nordamerika und eine große vorübergehende Freihandelszone mit Hyperausbeutung zu sein schien, ereignete sich die verheerend Hurrikan-Katastrophe Mitch. Und es zeigte sich, dass sich weitaus mehr in der nicaraguanischen Gesellschaft verändert hat, als es äußere Parameter vermuten lassen. Eine lebendige NGO-Szene, von Menschenrechtsvereinigungen bis zu Frauenverbänden, übte eine zivilgesell-

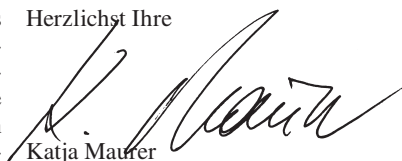
schaftliche Kontrolle über die Mittelvergabe der ausländischen Hilfe aus. Sie konnte die Bereicherung des damaligen Präsidenten Alemán nicht verhindern. Sie brachte aber seine Korruptierbarkeit ans Tageslicht. Er landete dafür im Gefängnis.

medico traf auf widerständige Bauern, die sich keineswegs mit Hilfsbrosamen abfinden wollten, und auf Menschen wie die Sozialarbeiterin Josefina Ulloa. Gemeinsam realisieren wir das Projekt El Tanque, das in seiner Beispielhaftigkeit nach wie vor auf dem »Traum von Befreiung« beharrt. Josefina wurde in einem der Dörfer, die der Hurrikan unter einer Schlammlawine begrub, geboren. Als junges Mädchen war sie eine sandinistische Guerillera und bei den Bauern ihrer Region berühmt für tollkühne Aktionen. Unter den Sandinisten holte sie ihre Schulausbildung nach und leitet heute eine Frauenorganisation in León, die unter anderem die entrechteten Frauen der Maquillas vertritt. Ohne sie und ihre Organisation wäre das Projekt einer solidarischen Hilfe für Veränderung nicht denkbar. Und vor allen Dingen nicht ohne Ihre Hilfe. Die Nicaragua-Spender haben mehrere Millionen Euro für eine nachhaltige Hilfe gegeben. Hier schließt sich der Kreis einer gemeinsamen Geschichte, die mit dem sandinistischen Umsturz vor 25 Jahren begann.

*

Während der Drucklegung dieses Rundschreibens erfahren wir, dass die kurdische Bürgerrechtlerin Leyla Zana und drei weitere ehemaligen Abgeordnete nach 10 Jahren Haft in Ankara freikommen. Ein schöner Tag für alle Kurdinnen und Kurden. Wir freuen uns von Herzen und sagen: Rojbaş Leyla!

Herzlichst Ihre



Katja Maurer

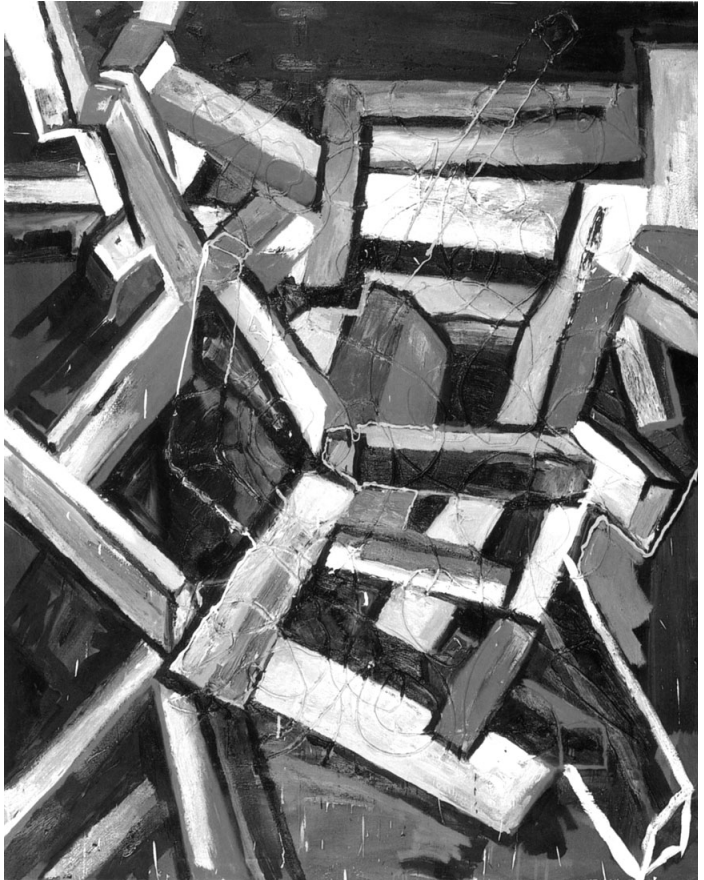
Kultur der Schamlosigkeit

Über die Zerstörung und Verteidigung von Würde

I.

Das Entsetzen über die Bilder aus dem irakischen Gefängnis Abu Ghraib ist groß. Schreckliche Akte von Folter und Entmenschlichung sind zu sehen, und doch liegt das Bestürzende gerade darin, dass diese Bilder überhaupt gemacht wurden. Nicht die Folter ist neu, sondern die mit dem Grinsen der Täter in alle Öffentlichkeit ausgesandte Botschaft, dass es völlig normal ist, fremde Menschen zu quälen. Brutalität als Unterhaltung von Soldaten, die wie Touristen vor Kameras posieren. Soldaten in einer Wirklichkeit, die kaum noch von der Phantasiewelt industriell gefertigter Gewaltpornos und Kriegsfilme zu unterscheiden ist.

Auch die Hildesheimer Schüler haben die Demütigungen, die sie ihrem hilflosen Opfer über Monate hinweg angetan haben, im Video festgehalten. Auch sie wurden zu Akteuren im privaten Video-Clip, von keinen Gewissensnöten geplagt. Auch für sie war es Unterhaltung, einen nicht zur eigenen Clique gehörenden Menschen systematisch zu quälen. Es ist die Kälte der post-sozialen Welt, die Ressentiments, Gewaltphantasien und die dahinter liegenden narzisstischen Selbstwertstörungen wuchern lässt. Seit der



Martin Kippenberger, Ich kann beim besten Willen kein Hakenkreuz entdecken, 1984

Markt bis in das Innere der Menschen vorgedrungen ist und an alles und jeden ein Preisschild geheftet hat, stehen auch Einfühlungsvermögen, Sensibilität, Liebesfähigkeit und die anderen menschlichen Eigenschaften unter Druck. Die »Deregulierung« innerer Instanzen, die Auslö-

schung eigener Träume und Wertvorstellungen in einer um sich greifenden »Kultur der Schamlosigkeit« ist das psychische Gegenstück zur wirtschaftlichen Globalisierung.

II.

Da nimmt es nicht wunder, dass sich in das Entsetzen über die Folterbilder auch klammheimliches, mitunter offenes Einverständnis mischt. Nicht nur in den USA, auch in Deutschland. Obwohl das Folterverbot absolut gilt und Folter zu keiner Zeit und unter keinen Umständen angewendet werden darf, ist auch hierzulande die Debatte über eine mögliche Rechtmäßigkeit von Folter in vollem Gange. Die schlimmen Äußerungen von Politikern wie Lafontaine oder Koch bilden dabei nur die Spitze des Eisberges. Geht es den populistischen Brandstiftern noch darum, sich die »Kultur der Schamlosigkeit« politisch zunutze zu machen, wollen andere mehr. Beispielsweise die beiden Bonner Juristen Jakobs und Herdegen, die sich weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit daran gemacht haben, die Erosion des Rechtsstaates normativ zu begründen und dabei Undenkbare zu denken, Unantastbares anzutasten.

Der Jurist Jakobs greift weit in die Geschichte der Rechtsphilosophie zurück, bemüht Rousseau und Kant und kommt über selbstgefällige Gedankengebilde, die alles, das dem westlichen Wertekanon fremd ist, als potentielle Gefahr begreifen, zum Ergebnis, dass das geltende Strafrecht in ein Bürger- und ein Feindesstrafrecht aufgegliedert werden müsse. Wer seinen Onkel umbringt, um schneller ans Erbe zu kommen, begeht zwar ein Kapitalverbrechen, bewegt sich aber innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, bestätigt diese sogar mit seiner Tat und sollte deshalb auch weiterhin als eine kompetente Person betrachtet werden. Wer dagegen nicht gewillt ist, den Kapitalismus als das Ende der Geschichte zu begreifen, und so zu einer prinzipiellen Gefahr der herrschenden Verhältnisse zu werden droht, gilt als Feind, als Terrorist, der sich selbst außerhalb der Zivilisation stellt und damit seine Persönlichkeit verwirkt. »Gefährliche Individuen« aber könnten

nicht erwarten, noch als Personen behandelt zu werden. Der Staat dürfe sie nicht einmal mehr als Personen behandeln, sondern müsse ihnen, statt mit rechtsstaatliche Strafverfahren, mit präventiver Sicherheitsverwahrung, mit »gebändigtem Krieg«, eben mit einem vom Bürgerstrafrecht gesonderten Feindesstrafrecht begegnen.

Auch der Jurist Herdegen beschäftigt sich mit der Frage, wie rechtsstaatliche Grundfeste aufzuweichen seien. In einem Kommentar zum Grundgesetz schlägt er allen Ernstes vor, die Unantastbarkeit der Würde des Menschen zu relativieren. Dazu unterscheidet Herdegen zwischen einem »Würdekern«, der weiterhin absolut gelten soll, und »einem peripheren, abwegungsoffenen Schutzbereich«, in den unter bestimmten Umständen eingegriffen werden kann. Denkbar seien solche Eingriffe etwa zur die Verfolgung »präventiver Zwecke«, wobei selbst »körperliche und seelische Eingriffe« zulässig seien. Im Klartext: weil Würde nicht mehr länger Würde ist, darf auch die Folter wieder sein; der Zweck heiligt die Mittel.

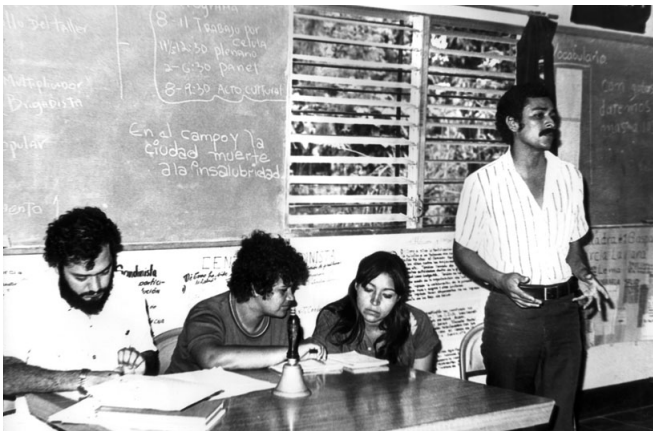
Wohlgermerkt: es sind nicht amerikanische, sondern deutsche Juristen, die zur Rechtfertigung der in aller Welt anwachsenden rechtsfreien Räume beitragen. In unseliger Tradition erfährt die »Kultur der Schamlosigkeit«, die nichts mit Kant, aber umso mehr mit Arroganz, Dummheit und pathologischen Wahngebilden zu tun hat, ihre universitären Weihen. Das politische Personal in Washington mag es gerne hören, wenn Zivilisation mit dem schonungslosen Profitstreben des Kapitalismus eins gesetzt wird; für die Hörsäle der juristischen Fakultäten, für das öffentliche Rechtsbewusstsein und das Völkerrecht bedeutet solche selbstgefällige Geschichtslosigkeit schlichtweg eine Katastrophe.

III.

Ende April 2004 veröffentlichte das »Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen« (UNDP) eine aufwendig durchgeführte Studie über die »Demokratie in Lateinamerika«. Die böse Überraschung: nach Jahrzehnten autoritärer Regime,

nach all den bitteren Erfahrungen von Diktatur und Folter, für die Lateinamerika lange Zeit fast schon ein Synonym gewesen ist, erklären sich heute wieder über die Hälfte aller Lateinamerikanerinnen und Lateinamerikaner bereit, autoritäre Regime zu unterstützen, wenn diese nur die wirtschaftlichen Schwierigkeiten lösen können. So bedrückend die Ergebnisse solcher Untersuchungen sind, so berechtigt ihre Aussage. Zwar ist in Lateinamerika der »Electoral Democracy Index« von nahezu 0,0 in den 70er Jahren auf heute 0,92 (Maximum 1,0) angestiegen, doch gab es im gleichen Zeitraum keinerlei Verbesserung des Pro-Kopf-Einkommens. Im Gegenteil: nirgendwo auf der Welt ist der gesellschaftliche Reichtum ungerechter verteilt als in Lateinamerika. 225 Millionen Menschen, das ist bald die Hälfte der lateinamerikanischen Bevölkerung, leben heute unterhalb der Armutsgrenze.

Entsprechend weitverbreitet ist die Enttäuschung. Ganz offenbar hat das Versprechen auf Freiheit nicht den Menschen die Freiheit gebracht, sondern nur dem internationalen Handel, den Kapitalströmen und dem Profit. Und so ist Lateinamerika trotz »Democracy Index«, trotz Präsidentenwahlen und der subtiler gewordenen Kontrolle durch internationaler Kooperationsabkommen von politischer Stabilität weit entfernt. In Chile, wo das neoliberale Wirtschaftsmodell in den 80er Jahren sein erstes viel beachtetes Laboratorium hatte, lebt laut dem UNDP-Bericht die Hälfte der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze.



Nicaragua: Gesundheitsförderung unter Beteiligung aller

grenze. Und in Nicaragua, wo die Menschen mit der Hoffnung auf das Ende des Contrakrieges die Revolution abgewählt haben, weiß man, dass das Land wieder weit am Ende der weltweiten Armutsstatistik rangiert. Nichts mehr vom einstigen Modellland der »Weltgesundheitsorganisation« (WHO), nichts mehr von der »Gefahr des guten Beispiels«, das in die Region ausstrahlen könnte.

Auf den ersten Blick scheint der 25. Jahrestag der Vertreibung Somozas nur noch von nostalgischem Interesse. Viele, gerade auch in Europa und Deutschland werden sich mit Wehmut an die Aufbruchstimmung erinnern, die 1979 in Nicaragua geherrscht hat. Der von außen aufgezwungene Krieg, die immer starrer gewordenen Revolutionskonzepte der Sandinisten und schließlich die aus Miami zurückgekehrten »Nicas« haben nicht viel vom emanzipatorischen Impuls des Umsturzes übrig gelassen. Nur wer genauer hinschaut, wird Hinweise auf die Befreiung entdecken. Dort nämlich, wo sie nicht so leicht rückgängig gemacht werden konnten: in den Vorstellungen der Menschen von einem anderen Leben in Würde und Souveränität.

Das gilt für Nicaragua, wie auch für Brasilien, Venezuela, Peru oder Argentinien. Wo die Menschen die Dinge selbst in die Hand genommen haben, wo sie noch heute mit der Entfaltung einer eigenständigen Kultur beschäftigt sind und für die Aneignung öffentlicher Räume, die Aneignung von Land und menschenwürdigen Lebensgrundlagen streiten, da lebt auch die Idee der Befreiung und das empathische

Miteinander weiter. Entwicklung braucht den bewussten und initialen Akt der Aneignung, ohne den auch Freiheit nicht möglich ist. Nicht die von außen verordnete Demokratie schafft Entwicklung, sondern die Verteidigung der Menschlichkeit gegen eine fortschreitende »Kultur der Schamlosigkeit«. Das ist die Lehre von Nicaragua.

Thomas Gebauer

Foto: medico-Archiv



Nicaragua im Kontrarkrieg

Foto: medico-Archiv

Von Vorsehung und Befreiungswillen

Besiegte Sieger: Vor 25 Jahren stürzten die Sandinisten Somoza

Wir waren euphorisch im Sommer des Jahres 1979. Nach jahrelangem Guerillakrieg war es der sandinistischen Befreiungsfront FSLN gelungen, den Diktator Somoza zu stürzen. Unvergessen ist der Einzug der muchachos und muchachas am 19. Juli in Managua, die Trauben meist junger Menschen auf den Türmen der alten Kathedrale, das Meer bunter Fahnen, das erste öffentliche Auftreten der Commandantes, der Jubel und die Begeisterung der Menschen. Das war keine Demonstration von Macht, sondern ein Fest der Spontaneität und Freiheit.

Fest der Freiheit

Historiker sahen diesen Vorgang später nüchterner. Was der Revolution schließlich zum Triumph verholfen habe, sei eine besondere politische Gemengelage gewesen. Die Befreiungstheologie

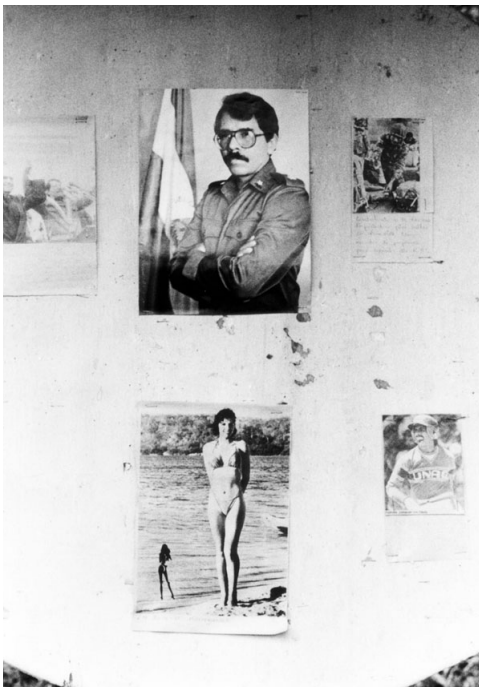
habe eine Rolle gespielt, die Menschenrechtspolitik von Jimmy Carter, die Stagnation der nicaraguanischen Wirtschaft und die Widersprüche zwischen dem repressiven Zentralismus der Diktatur und dem Anspruch der Gesellschaft auf Teilhabe. All das mag zutreffend sein, erklärt aber nicht hinreichend das Geschehen.

In den Jahrhunderten zwischen der Kolonisierung Nicaraguas und der ersten direkten Intervention der USA Anfang der 30er Jahre, die den Somoza-Clan an die Macht brachte, existierte das Land in relativer Bedeutungslosigkeit. Die permanenten Scharmützel zwischen Leonesern und Granadineren, zwischen Konservativen und Liberalen glichen eher jener behäbigen Daseinsform, wie sie Garcia Marquez in »Hundert Jahre Einsamkeit« beschrieben hat, als einem Kampf um Programme und Konzepte. Letztendlich wiederholte sich

über drei Jahrhunderte hinweg immer nur das gleiche: Mit der Berufung auf die göttliche Vorsehung usurpierte mal die eine, mal die andere Gruppe die Macht

Göttliche Vorsehung

Seit der päpstlichen Legitimierung der Unterwerfung Lateinamerikas als göttliche Vorsehung im Jahre 1493 wurde Nicaragua mit absolutistischer Macht beherrscht. Es gab keine Renaissance, keine bürgerliche Revolution, keine Herausbildung eines Nationalstaates. Stattdessen Stagnation und Passivität. Die politischen Parteien hatten kein Programm, waren nur »Wahlvereine« der jeweils herrschenden Präsidenten. Alle nach der Unabhängigkeit von Spanien gehaltenen Regierungserklärungen waren gespickt mit pathetischen Verweisen auf die Vorsehung, haben aber nie ein Wort über die soziale Verantwortung von Politik verloren. Was Wunder, dass selbst die gelegentlichen Massaker an der einheimischen Bevölkerung noch als göttliche Vorsehung betrachtet wurden.



»Todo será mejor«

Foto: medico-Archiv

Erst mit dem wachsenden Einfluss der USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts taucht eine neues Muster in der Legitimation nicaraguanischer Politik auf: ein politischer und militärischer Pragmatismus. Unter der Fahne des Panamerikanismus verkündeten die USA die begrenzte Souveränität der lateinamerikanischen Staaten und gaben sich selbst ein absolutes Interventionsrecht. Die nicaraguanischen Eliten fügten sich, wurden selbst zu Pragmatikern der Macht, umgaben sich aber nach außen mit der Aura des Opfers. Dieser »resignierende Pragmatismus« sei nichts anderes als die säkularisierte Form der Vorsehung, erkannte der nicaraguanische Soziologe Andrés Pérez Baltodano. Fast 50 Jahre lang ertrugen die Eliten die Herrschaft des Diktators Somoza.

Und sie fuhren nicht schlecht. Das Bruttosozialprodukt wuchs mit zeitweise 10-prozentigen Steigerungsraten, die Kaffee- und Baumwolllexporte nahmen zu, das Straßennetz konnte ausgebaut werden, selbst eine Sozialversicherung wurde eingeführt, wenn auch nur für eine Minderheit der Bevölkerung. Tatsächlich fand so etwas wie eine Modernisierung Nicaraguas statt. Eine Modernisierung, die jedoch jeder zivilen Kontrolle entzogen war und allein unter dem Kommando des Somoza-Clans und seiner berichtigten Nationalgarde stand.

Aus der Passivität in den Widerstand

Nur vor dem Hintergrund dieser Geschichte wird der Sieg der FSLN verständlich. Zu seinen wichtigsten Voraussetzungen zählte die Überwindung des lähmenden Syndroms aus Vorsehung und resignierendem Pragmatismus. Zunächst unter den Studenten, dann in den Städten schließlich auf dem Land gelang der FSLN die Mobilisierung für den Widerstand.

Der Kampf um die Köpfe der Bevölkerung, um ihre politische Kultur spielte in der sandinistischen Bewegung auch noch nach der Vertreibung Somozas eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Rolle. Systematisch förderten die Sandinisten mit kulturpolitischen Programmen eine Veränderung der nationalen Realität. Für die Poetin und damalige Vize-Kulturministerin Daisy Zamora war der »revolutionäre Triumph ein kultureller Triumph. Nicaragua braucht ein neues Konzept und eine

neue Praxis der Kultur. Eine Konzeption, die auf die Interessen, die Ideale und Hoffnungen der Menschen antwortet, die andererseits selbst Autor, Verbraucher und Protagonist dieses Konzeptes sind.« Gerade der basisdemokratische Anspruch, der Impuls auf Selbstverwaltung in allen Bereichen der Gesellschaft machte die nicaraguanische Revolution so anziehend für so viel Menschen auch außerhalb des Landes.

Ein Kulturministerium entstand, an dessen Spitze der Priester, Schriftsteller und Bildhauer Ernesto Cardenal stand. Überall im Lande gründeten sich Dichterwerkstätten, bauten die Gemeinden Kulturhäuser und blühten Tanz, Malerei und Musik auf. Außergewöhnlich auch das erste nationale Filminstitut, die neuen Kommunikationsmittel, die Radiostationen, Fernsehsender, die Zeitungen. An die Stelle der Vorsehung trat die aktive Beteiligung der Bevölkerung.

Höhepunkt der neuen Kulturpolitik war fraglos die nationale Alphabetisierungskampagne im Jahr 1980. Schülerinnen und Schüler aus den Städten gingen aufs Land, um dort den Menschen Lesen und Schreiben beizubringen. Auf diese Weise erfuhren die jugendlichen Stadtbewohner erstmals auch etwas von den ländlichen Lebensbedingungen und dem Kampf der campesinos ums Überleben. Die traditionelle Spaltung zwischen Stadt und Land begann zu schwinden, das Pflänzchen für eine nicaraguanische Identität wuchs.

Politische Teilhabe der Bevölkerungsmehrheit

Noch heute liest sich das Programm der FSLN mit seinen zentralen Ideen von nationaler Souveränität, sozialer Gerechtigkeit und partizipativer Demokratie als Antwort auf die historische Erfahrung von Intervention, Massenarmut und Unterdrückung. Auch die ersten Regierungsprogramme nehmen diese Ideen auf und formulieren politischen Pluralismus, gemischtes Wirtschaftssystem und Blockfreiheit. Da niemand über fertige Rezepte verfügte, blieb vieles offen, um sich

El Tanque

Humankapital in Bauernhand

Ist heute nicht alles schlimmer, fragte der erstaunte Besucher auf seiner Reise durch das heutige Nicaragua – Nein, wir sind zwar bettelarm, aber die ganze Welt weiß heute, dass es uns gibt. Vor der Revolution war Nicaragua ein weißer Fleck auf der Landkarte, die Nicas ein Nichts. Heute kennt uns jeder.

Und das ist das Neue, die Veränderung: nicaraguanische Initiativen stehen im Kontakt mit Menschen in aller Welt, sie wissen um Partner, sind eingebunden in internationale Netzwerke. Auch wenn es um die Solidaritäts-Bewegung ruhiger geworden ist, leben die Austauschprogramme mit Künstlern, die Kooperationen im Rahmen von Städtepartnerschaften und sind die Projekte vielfach in globale Bewegungen integriert.

Dieses Eingebettet-Sein kann jeder Zeit unmittelbar zum Tragen kommen. Als der Hurrikan »Mitch« vor sechs Jahren das Land verwüstete und Dörfer unter einer Schlammlawine vergrub, besetzten Opfer selbstbewusst brach liegendes Land, was sie zu Zeiten Somozas nie hätten tun können. Sie suchten die internationale Aufmerksamkeit, die es vor der Revolution auch nicht gegeben hat, und traten mit medico in Kontakt. Sie wussten von uns, dass wir zu solidarischer Unterstützung bereit sein würden

Die Landbesetzer im Schatten des Vulkan Casitas waren nie passive Bittsteller, sondern aktiv handelnde Menschen. Heute ist El Tanque ein blühendes Dorf auf einer 350 Hektar großen Hacienda, die noch in den letzten Tagen der Clinton-Ära einem reichen »Exil-Nica« mit US-Pass abgetrotzt wurde – glücklicherweise muss man sagen, wären doch heute die Bauern wohlmöglich noch gefährliche »Terroristen«, die Interessen eines US-Bürger bedrohen. Jetzt gehen die Bewohner von El Tanque noch einen Schritt weiter: Sie erobern das »geistige Eigentum« und nehmen die Fortbildung in die eigene Hand. In einer Bauernvolkshochschule soll all das gelehrt werden, was NRO's und Helfer oft so unentbehrlich macht: Kreditberechnung, Abrechnungswesen und Projektanträge. medico ließ sich nicht zweimal bitten, dieses Vorhaben zu unterstützen – das verstand auch die deutsche Entwicklungshilfe, die ihre Unterstützung zusagte.

Das Stichwort für die Volkshochschule der Bauern von El Tanque lautet: »Nicaragua«

über sorgfältige Reflexionsprozesse in der Praxis entwickeln zu können.

Die notwendige Zeit aber blieb Nicaragua verwehrt. Die USA betrachteten Nicaragua als Gefahr. Sie zwangen dem Land den blutigen Contra-Krieg auf und sorgten mit Boykottmaßnahmen für seine wirtschaftliche Strangulation. Die Hoffnung auf Befreiung und Selbstverwaltung verschwanden, lange bevor die Sandinisten 1990 abgewählt wurden. Vom Westen isoliert, blieb Nicaragua nur die Anlehnung an den Osten. Unter dem äußeren Druck wurden auch innerhalb der Sandinisten jene Kräfte stärker, die auf zentralistische Strukturen setzten. Realsozialistische Kolchosmodelle schienen ihnen wirksamer, um die fehlenden Nahrungsmittel zu produzieren, als die im Lande praktizierten Formen von Gemeineigentum, wie etwa an der Costa Atlantica.

Die Idee von Basisdemokratie verschwand immer mehr hinter einer pseudolinken Phraseologie, und aus Ansätzen der Selbstverwaltung wurde eine Planung von oben. Eine kritische Reflexion wurde unterbunden. »Jede Stimme in der Partei, die moderate Töne verlangte, war verdächtig. Stattdessen erhielte wir, wenn wir uns in den alten Wassern der orthodoxen Ideologie badeten, unser Zertifikat der Tugendhaftigkeit«, schrieb später Sergio Ramirez.

Die Rückkehr der Vorsehung

Diese schleichende Veränderung der sandinistischen Politik passte auf fatale Weise in das alte Muster, das die Sandinisten eigentlich durchbrechen wollten. Die mechanistische Auslegung des dialektischen Materialismus mit ihren historischen Abfolgen von Gesellschaftsformationen wirkte wie ein passives Sich-Einfügen in ein »höheres Gesetz«.

Die US-Intervention mit ihren verheerenden wirtschaftlichen Folgen macht der Revolution schließlich den Garaus. 1990 wurde Violetta Barrios de Chamorro als Kandidatin einer oppositionellen Vielparteienkoalition zur Präsidentin gewählt. Ihr Schwiegersohn Antonio Lacayo hatte ihr ein besonderes Wahlkampfkonzept verpasst. Im weißen Kleid, mit der Aura der Vorsehung die Hände zum Himmel gehoben, reiste sie in einer Art Papamobil durchs Lande. Sie gewann die Wahlen, und in alter Tradition sprach sie in ihrer Regierungserklärung, dass sie sich auf Gott und den Pragmatismus stützen würde.

Walter Schütz, Managua



El Tanque 2003. Foto: medico-Archiv

Nicaragua wieder gesehen.

Auf Spurensuche

Innovative Ansätze in der psychosozialen Arbeit kamen während der sandinistischen Regierungszeit von dem »Equipo Internacionalista Marie Langer«. medico unterstützte den Einsatz der Psychoanalytikerin Marie Langer und ihrer Mitarbeiter über viele Jahre. Zur Gruppe, von der Impulse für Theorie und Praxis von »salud mental« in ganz Lateinamerika ausgingen, gehörte auch Leticia Cufre. Mit ihr verbindet medico bis heute ein gemeinsamer Arbeitszusammenhang. Wie sie Nicaragua in diesem Jahr wiedererlebte, schildert sie in nachfolgendem Brief.

Liebe Freundinnen und Freunde,

In diesem Jahr fuhr ich das erste Mal nach zehn Jahren wieder nach Managua um Urlaub zu machen. Doch als ich ankam, traf mich der Schlag. Die ersten Tage waren furchtbar – der Ort, an den ich nun nach all den Jahren zurückkehrte, war mir gleichzeitig fremd und vertraut. Das Dazwischen von *déja vu* und *jamais vu* machte meine Füße schwer. Erst dachte ich, alles sei neu: neue Straßen, neue Geschäfte – einige davon unverschämt teuer, viel teurer als im mexikanischen Südosten, wo ich inzwischen wohne. Früher haben Kühe in den Straßen gegrast, heute sind sie verschwunden. Eigentlich ist die Infrastruktur nicht besonders prunkvoll, trotzdem beeindruckt sie und vertuscht das Elend. Nur die Kinder sind noch da. Die Kinder, die die Autoscheiben putzen, statt in die Schule zu gehen. Über die Jahre ist das Elend höflich geworden, nicht aber weniger brutal – die meisten Menschen überleben in dieser Stadt mit einem Dollar am Tag.

Seltsamerweise war es die Begegnung mit einem Polizisten, die mich an das alte Managua erinnerte: Ohne es zu merken, fuhr ich mit dem Auto in die falsche Richtung einer Einbahnstrasse. Ein Polizist hielt mich an und verlangte ein Bußgeld. Auf meinen Einwand hin, es sei kein entsprechendes Hinweisschild zu sehen gewesen, setzte er sich zu mir ins Auto und wir fuhren zum Straßenanfang. Wir fanden ein kleines Schild, kaum sichtbar. Daraufhin meinte er, es handle sich zwar offenkundig nicht um ein Problem der Beschreibung, wohl aber um eines der Sichtbarkeit. In Zukunft solle ich mich doch bemühen, besser hinzusehen. Diese Art der Konfliktlösung war

mir vertraut. Später erfuhr ich, dass viele partizipative Elemente der sandinistischen Polizeiausbildung auch heute noch gelehrt werden. Das Erlebnis war ein Sprung in die Vergangenheit.

Ich war zwar im Urlaub, dennoch begleiteten mich viele Fragen und auch Furcht. Ohne es mir vorzunehmen, suchte ich nach den Spuren des Sandinismus und der Arbeit unseres alten Teams. Wie Ihr wisst, war Nicaragua 1979 kein Land sondern eine Hacienda, die der Familie Somoza und ihren Komplizen gehörte. Die Komplizen sind noch immer da – entweder haben sie sich während der sandinistischen Jahre durchgeschlagen oder sie sind aus Miami mit ihren großen Autos zurückgekommen. Heute folgt das Land, den Normen der Weltbank und des IWF und viele blicken hoffnungsvoll auf NAFTA (Nordamerikanisches Freihandelsabkommen) – trotz der schlechten Erfahrungen in anderen Ländern. Nicaragua ist gespalten durch soziale und ökonomische Ungerechtigkeiten. Korruption, Unterentwicklung und Neoliberalismus führen zu tiefen Verwerfungen – wie in jedem Land der Dritten Welt. Dennoch leben die Menschen hier im Vergleich zu anderen Ländern Mittelamerikas sehr viel bewusster. Sie wollen zwar nichts von Revolution oder politischen Parteien hören; dennoch ist es sehr beeindruckend zu sehen, wie schnell und gut sie sich organisieren und für ihre Rechte eintreten.

Ich traf mich mit alten Kolleginnen und Kollegen aus dem Zentrum für psychische Gesundheit in Managua. Von ihnen wollte ich wissen, was von unserer Arbeit geblieben ist und worin wir uns aus heutiger Sicht geirrt haben. Ihrer Meinung nach ist vieles erhalten geblieben. Sie erzählten

Tu etwas. Lass uns nach Nicaragua gehen!

Die Psychoanalytikerin Marie Langer

Marie Langer, Kommunistin, Psychoanalytikerin und Feministin gründete Anfang der 80er das »Equipo Internacionalista de Salud Mental«. Die Gruppe lateinamerikanischer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten reiste 10 Jahre lang regelmäßig für die Ausbildung von GesundheitsarbeiterInnen ins sandinistische Nicaragua. Ihrem Ansatz der »Salud Mental Colectiva« folgend, engagierten sie sich für eine gemeindeorientierte Form der psychischen Versorgung.

Marie Langer, Mitte der 80er Jahre: »Es ist wichtig für die Leute, zu erkennen, dass die anhaltende Kriegssituation ihnen psychische Konflikte bringt, dass sie Angst und andere Gefühle verdrängen. Die Therapie in der Gruppe hilft, die Solidarität zu verstärken und Wut und Schmerz sozialisieren zu können.« Beeinflusst von Ideen der italienischen Anti-Psychiatrie entwickelte ihr Team u.a. neue diagnostische Begriffe. Bekannt wurde z.B. jener der ‚eingefrorenen Trauer‘.

»Unter ‚eingefrorener Trauer‘ leiden viele Menschen, die schon während des Befreiungskrieges keine Zeit hatten, ihre Toten zu beweinen. Das wird dann manchmal abgekapselt, beiseitegeschoben und vergiftet langsam die Person und die Familie.«

Marie Langer wurde 1910 in Wien geboren, beteiligte sich am Spanischen Bürgerkrieg, floh als Jüdin vor den Nazis nach Argentinien und von dort vor der Diktatur nach Mexiko. Sie starb 1987 in Argentinien.

Aus der langjährigen Zusammenarbeit mit der Gruppe um Marie Langer in Nicaragua entwickelte sich der medico-Arbeitsschwerpunkt »psychosoziale Gesundheit«, der heute Projekte mit Partnern in Nicaragua, Guatemala, Chile, Südafrika, Palästina, Sierra Leone und Angola umfasst.

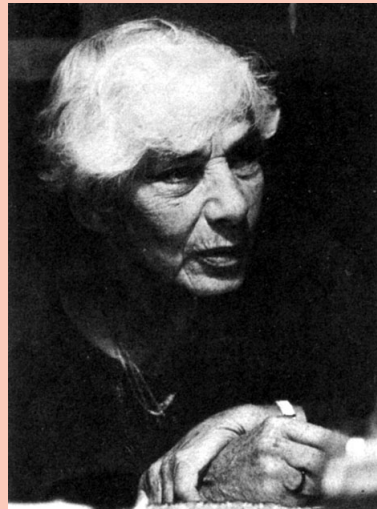
Spendenstichwort: »salud mental«

mir, dass die Mediziner und Pädagogen, die wir im Bereich psychosozialer Gesundheit ausbilden, nach wie vor unterrichten. Die von uns damals vermittelten Inhalte beeinflussen ihre Arbeit bis heute. Dazu gehört auch, dass sie neben ihrer professionellen Tätigkeit in Armenvierteln ehrenamtlich psychosoziale Dienste anbieten. Im Gegensatz zu anderen lateinamerikanischen Ländern existieren in Nicaragua trotz aller sozialer Rückschritte nach wie vor öffentliche psychosoziale Gesundheitsdienste. Hier hat der Umdenkungsprozess, den wir auch mit unserer Arbeit in die Wege leiten wollten, offenbar Früchte getragen.

Nach meiner Reise ging es mir besser, meine Unrast war ein wenig beruhigt. Während ich auf der Suche nach meinen alten Utopien war, fühlte ich mich weniger einsam. Vielleicht wollte ich Euch deswegen von meiner Reise erzählen. Ich wünsche Euch eine gute Handvoll Hoffnung und eine Prise Leidenschaft. Hoffentlich reicht es aus, den täglichen Schrecken im Fernsehen abzumildern und sich aus der Langeweile der Normierung herauszuretten. Ich glaube, wir alle verdienen es.

In Zuneigung und Liebe

Leticia



Marie Langer



Die brasilianische Option

Begegnungen mit der brasilianischen Landlosenbewegung Movimento dos Trabalhadores Sem Terra (MST)

»Als ich zum MST kam, habe ich in erster Linie Frieden gesucht. Ein Stück Land, ein paar Obstbäume vielleicht, aber Fernsehen oder Kühlschrank, das waren unvorstellbare Dinge für mich; weiter weg als der Mond.«

Damals, so Cabecinha, ein Veteran der brasilianischen Landlosenbewegung, »hatte ich keine Träume mehr. Ich hatte an der Küste mein Land verloren, war als Goldsucher gescheitert und saß buchstäblich auf der Straße, ohne Schulausbildung, ohne feste Adresse, ohne Papiere. Dann traf ich die Leute vom MST. Die ziehen auch durchs Land, aber sie haben eine Richtung, einen Traum... und eine Idee, wie dieser Traum verwirklicht werden kann. Das hat mir gefallen, also habe ich mich gemeinsam mit ihnen auf den Weg gemacht. Damals wusste ich noch nicht, dass mich der Krieg erwartete.«

Hellwach, mit verschmitzter Miene erzählt Cabecinha nun von den Anfängen der brasilianischen Landlosenbewegung. Die ganze Zeit über, die wir zuvor mit den Gesundheitsverantwortlichen von Palmares über die lokale Situation geredet haben, saß der alte Mann, dessen Name in etwa »schlau-

es Köpfchen« bedeutet, mit geschlossenen Augen da. Eingenickt, dachten wir, bei 34 Grad und über 90% Luftfeuchtigkeit selbst noch am späten Abend ja auch kein Wunder. Irrtum, so Conchita, die den Leuten im Ort das Lesen und Schreiben beigebracht hat: Cabecinha ist immer hellwach. Zu viele böse Überraschungen hat er in seinem Leben erlebt.

Zeitreise

Palmares, genauer: Palmares II, benannt nach der ersten freien Republik entfloherer Sklaven, ist eine der ältesten und bedeutendsten Landbesetzungen des MST. Wie viele andere, liegt sie im Bundesstaat Pará, hoch oben im Norden des Landes. Aber statt eines »revolutionären Camps« vermittelt Palmares II eher den Eindruck einer verschlafenen Vorstadt-Siedlung. Kleine Häuschen mit Vorgärten, zwei Kirchen, ein paar Läden und Kneipen, nur hier und da das Symbol des MST. Aber an Überraschungen haben wir uns auf unsere Reise durch das Brasilien des Ignacio »Lula« da Silva schon ein wenig gewöhnt.

Seit bald zwei Wochen sind wir bereits unterwegs. In den Favelas von Rio de Janeiro, der »wunderbaren Stadt«, haben wir Menschen getroffen, die mit Hip-Hop, Straßentheater und Video-Kunst einen allerdings bewundernswerten Kampf um Selbstbehauptung führen. In Montes Claros, im Bundesstaat Minas Gerais, wären wir beinahe Horst Köhler, dem neuen Bundespräsidenten, bei seiner letzten Amtshandlung als Chef des IWF über den Weg gelaufen: der Verteilung von Milch an die Ärmsten, denen die Milch zuvor durch vom IWF aufgezwungene Strukturreformen entzogen worden war. In Brasilia, dem einst utopischen Projekt für eine neue Stadt, führten wir ernste Gespräche mit Patrus Ananias, dem Minister für soziale Angelegenheiten, der seine Aufgabe mit dem Versuch vergleicht, das Rad eines Wagens während der Fahrt zu wechseln. Und nun also in Amazonien, der grünen Lunge unseres Planeten, wo es uns den Atem verschlägt.

Kilometer um Kilometer fahren wir auf dem Weg nach Palmares II auf einer schnurgeraden Strasse, die weit und breit kein Baum mehr säumt. Nur vereinzelt tauchen noch riesige abgestorbene Baumstümpfe auf, die davon zeugen, dass hier einmal Urwald gewesen sein muss. Dann, inmitten der Einöde, in unmittelbarer Nähe zur Strasse ein Ensemble hochaufragender verkohlter Baumstämme, ganz oben die rote Flagge des MST.



Was sich wie ein modernes Kunstwerk ausnimmt, ist das Mahnmal für ein Massaker. Hier, in Carajás, tötete die Militärpolizei 1996 eine Delegation von Landarbeitern, die dem Versprechen der lokalen Regierung auf Nahrungsmittelhilfen und Trinkwasser gefolgt waren. Noch wissen wir nicht, dass Cabecinha Augenzeuge dieses Massakers war. Von Carajás aber kennen wir Bilder. Bilder von unmenschlicher Ausbeutung. Bilder von Menschen, die wie eine Armee von Ameisen in einem Loch graben, das einst ein Berg war. Bilder aus den Arbeitshöllen dieses größten Rohstoff-Extraktionsgebietes des Landes, die der brasilianische Fotograf Sebastiao Salgado aufgenommen hatte.

Die Bilder entstanden 1988, vier Jahre nach dem offiziellen Ende der brasilianischen Militärdiktatur und hundert Jahre nach Abschaffung der Sklaverei. Es war die Zeit, als in Pará ein Goldrausch ausbrach, der Hunderttausende von Glücksuchern in die auf der Suche nach Reichtum völlig entwaldete Hochebene trieb – unter ihnen auch Cabecinha.

»Tagsüber war es unerträglich heiß, aber auch nachts stand das Thermometer immer auf 38«, erinnert sich Cabecinha mit einer Anspielung auf die geläufigste brasilianische Handfeuerwaffe, eine 38er, die in den Zeiten des Goldrausches den Killerkommandos der Großgrundbesitzer ziemlich locker saß. Reich geworden ist wohl kaum einer in dieser Zeit, sieht man vom Rohstoffkonzern Vale do Rio Doce ab, der mittlerweile zu einem der wenigen brasilianischen Global Player avanciert ist, mit eigenem Lobbybüro in Brüssel und einem Umsatz, der 13,8% des brasilianischen Bruttosozialproduktes ausmacht.

Leute ohne Land

Brasilien ist ein riesiges Land mit nur wenigen Bewohnern und dennoch haben viele Menschen kein Land, sagt der MST. Was aus der Ferne noch etwas verwirrend klingt, findet vor Ort sofort seine Aufklärung. Denn in Pará treffen die Widersprüche unmittelbar aufeinander. Auf der einen Seite global agierende Konzerne und semi-feudale Großgrundbesitzer samt ihrer paramilitärischen Einheiten, auf der anderen die Landlosen, unterstützt von Kirchen und NGOs. Langsam ge-



winnen wir ein Bild. Cesar Benjamin, einer der renommiertesten Kritiker der PT und ehemaliger Weggefährte Lulas, nennt es die »brasilianische Option«: »Das Ziel ist eine erfolgreiche Agrarreform. Der Weg dorthin führt über die Aneignung von Land, über den Aufbau sozialer Strukturen, über Bildung, Gesundheit, Kleinkredite, Infrastruktur, Technologie. Wichtigster Motor dieser Entwicklung ist das MST.«

Mit dieser Einschätzung steht Cesar Benjamin nicht alleine. In all den Gesprächen, die wir auf unserer Reise führen, fallen immer wieder die drei Buchstaben: MST. Der Lula-Regierung aber scheint die Option der Landreform aus Rücksicht auf das »Brasilienrisiko«, gehandelt bei den New Yorker Finanzanalysten, weitgehend abhanden gekommen zu sein.

Dieser Meinung ist auch Thomas Hourtiene, Professor an der Universität von Belem und Mitbegründer des Berliner Lateinamerika-Institutes. Er sieht das erste Jahr der Lula-Regierung, auf die sich so viel Hoffnung gerichtet hatte, äußerst kritisch. Das MST aber zählt für ihn nach wie vor zu den Hoffnungsträgern auf soziale Veränderung. Wohl auch deshalb hat seine Forschungseinheit zuletzt die wirtschaftlichen Grundlagen der *assentamentos*, der Landbesetzungen des MST in Pará untersucht.

Frieden und Krieg

Es sieht so aus, dass Cabecinhas viele Nachfolger finden wird, »schlaue Köpfchen«, die auf ein Leben in Würde hoffen, auch wenn sie dafür erst einmal in den Krieg ziehen müssen. »Ja, ich habe mein Häuschen, ich habe einen Kühlschrank, und vor nicht allzu langer Zeit habe ich mir sogar einen Fernseher leisten können. Es bedurfte eines langen Weges um in Frieden zu leben, und eines

kann ich Ihnen versichern, wenn das MST mich ruft, dann werde ich erneut zu einem Marsch auf die Städte aufbrechen, Hunderte, wenn es sein muss auch Tausende von Kilometern lang. Wir alle haben das Recht auf eigenen Grund und Boden, auf eine menschenwürdige Existenz.«

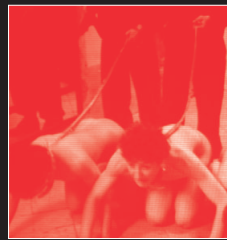
Vier Millionen Menschen sind unter dem Banner des MST in Brasilien unterwegs. »Das ehrenvollste, was Brasilien in den letzten Jahren hervorgebracht hat, ist das MST«, so Lula kurz vor seinem Amtsantritt.

Am Ende unserer Reise verabreden wir mit dem MST die Unterstützung beim Aufbau einer gesundheitlichen Versorgungsstruktur. So groß die Bedeutung des MST ist, so sehr fehlt es ihm im Bereich der Gesundheit. Neben der Unterstützung von medizinischer und zahnmedizinischer Assistenz, wird sich *medico* um die Ausbildung von Gesundheitsverantwortlichen kümmern, die darauf pochen werden, dass das in der brasilianischen Verfassung exemplarisch verankerte Recht auf Gesundheit nicht eine Worthülse bleibt.

Für *medico* bedeutet dies einen weiteren Schritt in einem Land, dessen soziale Kämpfe mit über die Zukunft Südamerikas entscheiden werden. Nicht die Präsidentschaft von Lula bewegt uns dazu, dieses Experiment einer neuen Kooperation einzugehen, sondern die Erkenntnis, dass die neoliberalen Weltverhältnisse emanzipatorische Antworten verlangen, die die Krise der politischen Repräsentanz überwinden und die zunehmende Ethnisierung des Sozialen zurückweisen. Das MST ist bewusst weder Partei, noch ist es eine politisch-militärische Fronte klassischer Couleur. Die Besetzung des Bodens ist die Rückeroberung elementarer Lebensrechte – ohne den Staat aus seiner politischen Verantwortung zu entlassen. Damit geht das MST einen Weg sozialer Aneignung, der private Güter vergesellschaftet und sie damit in Sphären einer neuen Ökonomie der Bewegung zurückführt – und das Quadratmeterweise.

Christoph Goldmann/Thomas Gebauer

medico will diese brasilianische Option demokratischer Partizipation begleiten. Kommen Sie mit! Das Stichwort dafür lautet: »Brasilien«



Salò oder 120 Tage von Sodom, 1975, Regie: Pier Paolo Pasolini





Die Fotografien sind wir

Was früher als Pornografie ausgegrenzt war, etwa extrem sado-masochistisches Verlangen – wie in Pasolinis letztem, beinahe unerträglichem Film *Die 120 Tage von Sodom* zu sehen – der Film schildert qualvolle Orgien in einem faschistischen Refugium in Norditalien am Ende der Ära Mussolini – bekommt nun unter den Aposteln eines neuen, kriegslüsternen imperialen Amerika als vergnügliche Unterhaltung oder als Mittel zur Spannungsabfuhr den Anstrich des Normalen. Kann es uns wirklich überraschen, dass amerikanische Soldaten sich mit hochgerecktem Daumen bei ihrem scheußlichen Tun fotografieren oder filmen lassen und die Bilder an ihre Kumpels und ihre Familie versenden? Wir leben schließlich in einer Gesellschaft, in der Geheimnisse aus dem Privatleben, die wir früher diskret verschwiegen hätten, in TV-Talkshows laut hinaus posaunt werden. Was uns die Folter-Bilder aus Abu Ghraib verdeutlichen, ist eine Kultur der Schamlosigkeit und der offenen Bewunderung von Brutalität. ... Leben heißt fotografiert werden und Aufzeichnungen vom eigenen Leben zu besitzen. Es bedeutet, sein Leben weiter zu leben, ohne auf die Kamera zu achten, die einen dabei non-stop beobachtet, oder zumindest so zu tun, als würde man sie nicht bemerken – oder innezuhalten und sich in Szene zu setzen. ... Vor der Kamera zu agieren heißt, Teil zu haben an gemeinschaftlich begangenen Aktionen, die im Bild festgehalten werden. Der Ausdruck von Zufriedenheit angesichts der Folter, die hilflosen, gefesselten und nackten Opfern zugefügt wird, ist nur ein Teil der Story. Die Hauptbefriedigung gilt der Tatsache, dass die Kamera auf einen gerichtet ist. Das Grinsen ist ein Grinsen für die Kamera. Es hätte etwas gefehlt, wenn keine Aufnahme von den zu einer Pyramide aufgeschichteten nackten Leibern gemacht worden wäre. ... Es scheint wahr zu sein, dass ein Bild tausend Worte wert ist. Es werden noch Tausende neuer Schnappschüsse und Videos auftauchen, und nichts wird sie aufhalten können.

Susan Sontag

New York Times Magazine





Das zerstörte Region Qala Dizeh, Kurdistan (Nordirak), Juli 1991.

Foto: R.Maró

Kurdistan/Irak

Die Geschichte von Koreme

Vergangenheit und Zukunft in Irakischem Kurdistan

Die weltweite Aufmerksamkeit richtet sich auf die aktuelle, verheerende US-Politik im Irak, deren Folgen nachhaltig sein werden. Doch nicht davon ist hier die Rede, sondern von den traumatischen Hinterlassenschaften des Saddam-Husseini-Regimes, erzählt am Beispiel des kurdischen Dorfes Koreme.

Das Dorf Koreme liegt in einem Seitental des Zagrosgebirges, im Nordwesten der irakischen Provinz Dohuk. Noch im Sommer 1988 lebten hier 150 Familien. In dem fruchtbaren Tal gab es Wasser, auf den Feldern wuchsen Getreide und Gemü-

se. In den Obstgärten standen Apfel-, Granat- und Pflaumenbäume. Die Bewohner hielten Schafe, Ziegen, Kühe und Hühner. Vor seiner Vernichtung war Koreme ein wohlhabendes kurdisches Dorf.

Die Flucht

Seit dem Sommer 1987 wurde das Tal von Koreme immer wieder aus der Luft angegriffen. Die Dorfbewohner hörten von Granaten, die ein gelbliches Gas freisetzen würden. Im Sommer 1988 entschieden sich die Bewohner zur Flucht in Richtung der Grenze zur Türkei. Nach nur wenigen Kilometern trafen sie auf Menschen aus anderen Dörfern, die ihnen von der Wirkung der Gasangriffe erzählten. Flugzeuge hatten über ihrem Dorf gekreist. Die Menschen waren entsetzt geflohen. Zu Anfang wäre der Rauch weiß und schwarz gewesen. Dann hätte er sich gelb verfärbt und über das Tal herabgesenkt. Erst in dem Moment wäre das Gas zu riechen gewesen. Es hatte einen süßlichen Geruch, wie nach Äpfeln. Dann wurde es bitter. Augen und Haut wurden schlagartig angegriffen. Die Lungen konnten keine Luft mehr aufnehmen. Die Überlebenden versuchten, ihre brennende Haut an der Dorfquelle zu reinigen. Viele von ihnen konnten nicht mehr schlucken. Einige erblindeten binnen Stunden. Bei anderen flatterten unablässig die Muskeln, wie Insektenflügel.

Die Exekution

Die Flüchtenden verstanden den Gasangriff als Vorspiel zu etwas gänzlich Neuem. Unablässig wurden ihre Dörfer von der Artillerie beschossen. Als die Bewohner von Koreme von den Berghängen ins Tal schauten, sahen sie große Menschengruppen, die ebenfalls zu fliehen versuchten. In den folgenden Tagen trafen sie immer wieder auf andere Flüchtende, die ohne Erfolg versucht hatten, die Grenze zur Türkei zu überqueren.

Als sich Gerüchte über eine mögliche Amnestie verbreiteten, entschieden sich die Familien von Koreme zur Umkehr. In einer der letzten Augustnächte erreichten sie ihr Dorf. Beim Anblick der ersten Soldaten hoben sie sofort die Arme. Die Soldaten teilten die ca. 250 Menschen in drei Gruppen – Frauen und Kinder, alte Männer, junge und erwachsene Männer. 33 Männer unterschiedlichen Alters wurden ausgesondert. Sie mussten sich hinsetzen. Die Soldaten schritten die Reihe der in der Hocke sitzenden Männer ab. Ein Junge, der seine Schwester, ein Baby, im Arm hielt, durfte gehen. Die 33 Männer begannen zu weinen, sie

flehten um ihr Leben. Unterdessen bezogen 15–20 Soldaten ihnen gegenüber Position. Aus einer Distanz von 10 Metern eröffneten sie das Feuer. Einige Männer starben sofort, Verwundete wurden mit Genickschüssen getötet. Danach verließ das Militär den Ort der Hinrichtung. Sechs Männer überlebten das Massaker, weil sie unter den Körpern der Toten unentdeckt geblieben waren. Die Leichen blieben unbegraben liegen. Einige Zeit später beschwerten sich Soldaten auf einem nahegelegenen Hügel über den Gestank. Erst da wurden die Opfer des Massakers in zwei Gruben verscharrt.

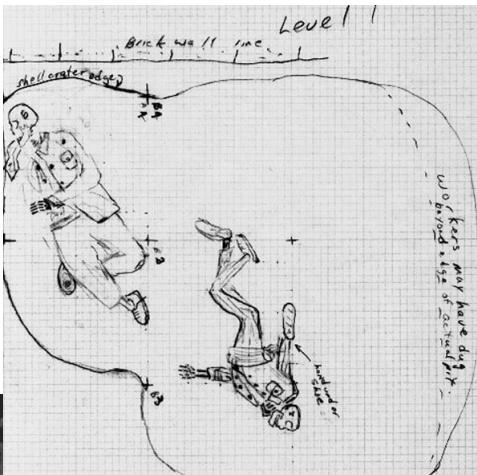
Die Lager

Die übrigen Bewohner von Koreme wurden von der Armee auf verschiedene Lager verteilt. Im Lager von Dohuk verfrachtete der irakische Geheimdienst 26 Männer aus Koreme auf Armeelastwagen. Sie wurden nie wieder gesehen. Die Frauen und Mädchen kamen in ein Lager in der Nähe von Erbil. Kurdische Ärzte, die im Winter 1988 das Lager heimlich besuchen konnten, stellten Typhus-, Gelbsucht- und Choleraepidemien fest. Es fällt schwer, die windigen Ebenen ohne Gebäude als »Lager« zu bezeichnen. Tausende von bereits geschwächten Menschen wurden hier ohne Nahrungsmittel, Wasser, sanitäre Anlagen, Gesundheitsversorgung, Decken oder Hütten zusammengepfercht. Baten sie um das Nötigste, antworteten die Soldaten oft: »Saddam hat euch hierher geschickt zum Sterben.«

In den »Anfal«-Operationen erlitten insgesamt über 4.500 Dörfer das Schicksal von Koreme. 180.000 Menschen wurden verschleppt oder ermordet. Der Unterschied zu allen vorangegangenen Grausamkeiten lag darin, dass das irakische Oberkommando die überlebenden Kurden nie wieder in ihre Siedlungsorte zurückkehren lassen wollte. Die verlassenen Dörfer wurden von Spezialkommandos in akribischer Kleinarbeit vollständig dem Erdboden gleichgemacht. In Koreme waren nach Anfal die Häuser verschwunden, die Felder und Obstgärten verbrannt. Die Wasserquellen hatte man zubetoniert. Als 1992 einige wenige Familien nach Koreme zurückkehrten, wuchsen Senfblumen und Löwenzahn dort, wo einst Häuser standen.

Die Aufarbeitung

Die Geschichte von Koreme ist eine unter Hunderten. Besonders ist sie, weil sie nach dem 2. Golfkrieg rekonstruiert werden konnte. Nach dem kurdischen Aufstand im März 1991 entstand die kurdische Schutzzone »Safe Haven«. Forensische Teams der US-amerikanischen Physicians for Human Rights begannen die Massengräber der Anfal-Toten zu öffnen. Menschenrechtler befragten die Überlebenden und versuchten aus den Dokumenten, die die irakischen Truppen nach ihrer Flucht in den Süden hinterlassen hatten, die tödlichen Befehlsketten zu rekonstruieren. Die Verbrechen sollten erfasst und die Toten ein Begräbnis in Würde erhalten. So auch in Koreme.



Skizze des Massengraves von Koreme, 1992. Foto: Jim Briscoe

1992 konnten in den zwei Massengräbern 27 Skelette identifiziert und danach würdevoll auf dem alten Dorffriedhof bestattet werden.

Erst im Jahre 2003 konnten die 1988 geflüchteten Kurden ihre Dörfer in der Gegend von Mosul und Kirkuk besuchen. Auch das ist ein Ergebnis des Krieges. Unzählige Überlebende der Anfal-Operationen haben nun erstmals die Möglichkeit zu sprechen. Sie warten auf Gerechtigkeit, Anerkennung – und Entschädigung. Zum Beispiel von jenen, auch deutschen Firmen, die das technische Gerät für die Chemiewaffeneinsätze der irakischen Truppen lieferten, bei denen die Opfer im Todeskampft »wie Insekten« zuckten.

Zur Stabilisierung der Gegenwart und Zukunft Kurdistans im Irak ist die Aufarbeitung der Vergangenheit unerlässlich. Seit diesem Jahr unterstützt medico daher auch die Arbeit von Beratungsstellen für die Opfer politischer Gewalt. Wir fördern ein lokales Dokumentationsteam zur Aufzeichnung von Zeitzeugenberichten in Bild und Ton: für spätere Entschädigungsverfahren, aber auch um die Zivilgesellschaft zu stärken. Ein langer Weg angesichts der fortwährenden Gewaltverhältnisse nicht nur in Kurdistan, sondern überall im Irak. Helfen Sie uns dabei! **Unser Stichwort dafür lautet »Kurdistan«.**

Martin Glasenapp



Die Exhumierung der Toten von Koreme, 1992

Foto: Susan Meiselas

Die Kriegs AG

Das blühende Geschäft mit dem Risiko. Von Herbert Wulf*

Verstärkt organisieren nichtstaatliche Agenturen die Vorbereitung, Durchführung und Nachsorge weltweiter Militäreinsätze. Im Irak bilden 15.000 Privatsoldaten die drittgrößte Besatzungsarmee hinter den US-Amerikanern und den Briten. 20 Mrd. Dollar, ein Drittel der Operationskosten der US-Army in Afghanistan und im Irak, werden für Verträge mit privaten Sicherheitsfirmen ausgegeben.

Zwei Ereignisse der letzten Wochen brachten der Weltöffentlichkeit jäh zu Bewusstsein, dass private Militär- und Sicherheitsfirmen auf dem Vormarsch sind und zentrale Aufgaben der Streitkräfte übernehmen. Am 31. März 2004 wurden vier Mitarbeiter der amerikanischen Firma Blackwater im irakischen Falluja getötet und ihre Leichen an einer Brücke zur Schau gestellt. Die Empörung über die Brutalität der Milizen, die für diese Morde verantwortlich waren, schlug bald in Entsetzen über die Folterung von Kriegsgefangenen um. Nicht nur amerikanische Soldaten müssen sich hierfür verantworten, ebenso auch Mitarbeiter der Firmen Titan und CACI, die für die US-Streitkräfte Gefängnisse überwachen und eben auch Geständnisse und wichtige Geheimdienstinformationen durch Folterungen erpressen.

Der deregulierte Krieg

Die US-Streitkräfte, seit Ende des Kalten Krieges von 2,3 Millionen Soldaten auf unter 1,5 Millionen geschrumpft, haben vermehrt Schwierigkeiten, ihre Kriegs- und Postkonflikteinsätze auf dem Balkan, in Afghanistan oder im Irak mit Nachschub zu versorgen. In zunehmendem Maße verlassen sie sich bei der Ausbildung der Soldaten, der Reparatur von Waffen, beim Sammeln von kriegsrelevanten Informationen, beim Verhör von Kriegsgefangenen oder bei der Versorgung der Soldaten in den Kampfgebieten mit Essen und sauberer Wäsche, auf die Dienste privater Firmen. Wie Pilze sind Hunderte dieser privaten Militär- und Sicherheitsfirmen aus dem Boden geschossen – nicht nur in den USA.

Ihr Geschäft ist der Krieg und sie rekrutieren kampferprobte ehemalige Soldaten weltweit. Waffen und anderes Gerät werden von ihnen gekauft oder geliehen – zumeist mit ordentlicher Lizenz der Regierung. Immer mehr übernehmen



private Militärfirmen die Aufgaben von Soldaten. Mehr als 20.000 Mitarbeiter privater Militär- und Sicherheitsfirmen arbeiten zurzeit im Irak. Es ist das zweitgrößte bewaffnete Kontingent nach den US-Streitkräften und größer als die Zahl der Soldaten aller übrigen Koalitionstruppen. Auf jeden sechsten oder siebten Armeeingehörigen kommt ein Firmenmitarbeiter. Bislang arbeiteten diese Spezialfirmen fernab vom Fokus der Medien, still und effizient, aber nicht immer im Rahmen bestehender Gesetze.

Der Irak ist kein Einzelfall. Ob in der Drogenbekämpfung in Kolumbien, im Bürgerkrieg im westafrikanischen Sierra Leone, im Kriegsgebiet an den Großen Seen in Zentralafrika oder auf dem Balkan, immer sind die Spezialisten dabei. Sie bieten logistischen Service an, um für reibungslosen Nachschub zu sorgen. Sie offerieren Wartung und Reparatur der hochmodernen Präzi-

sionswaffen, aber auch psychologische Aufrüstung zur Erhöhung der Kampfmoral. Die Produktpalette der beteiligten Firmen reicht von Sicherheitsdiensten für Privatpersonen und Gebäuden bis zur Militärhilfe für ausländische Streitkräfte, von der Logistik bis zur Verwaltung militärischer Liegenschaften, von Transportdiensten für UN-Organisationen bis zu Kampfeinsätzen, von technisch komplexen bis zu eher schmutzigen Aufgaben wie die Verteidigung der Privilegien korrupter Eliten. Paul Bremer, der Chef der Zivilbehörde im Irak, lässt sich nicht von Marines schützen, sondern von Blackwater aus North Carolina, der afghanische Präsident Karsai – mit amerikanischer Militärhilfe finanziert – von DynCorp aus Virginia.

Die zunehmende Zahl der UN-Friedensmissionen, die Bekämpfung des Drogenhandels in Lateinamerika, der Ruf nach internationaler Intervention bei ethnischen Konflikten, militärische Hilfeleistungen bei großen Naturkatastrophen, humanitäre Hilfe für Kriegsflüchtlinge und neuerdings der »Kampf gegen den internationalen Terror«, all dies bietet privaten Militärfirmen einen wachsenden Markt.

Schurken ohne Staat

Wie aus Folterern Sicherheitsexperten werden

Bis ans Ende der Welt würden sie gehen, um Fachkräfte zu finden, erklärte die US-amerikanische Söldner-Firma Blackwater. Und eben dort wurde sie fündig: in Chile und Südafrika. 122, so Blackwater, »sehr, sehr professionelle«, chilenische und 1.500 südafrikanische Söldner sind gegenwärtig im Irak unterwegs.

Dem medico-Partner Khulumani, der mit 30.000 Apartheid-Opfern um die Anerkennung ihrer Rechte und Entschädigungsansprüche kämpft, sind die südafrikanischen Privatsoldaten wohl bekannt. Sie dienten zu Apartheidzeiten in der berüchtigsten staatlichen »Vlakplaas«-Todesschwadron, oder wüteten in den »Koevoet« (Brecheisen)-Einheiten während der südafrikanischen Besetzung Namibias. Jetzt arbeiten die alten Apartheidkämpfer für die britisch-südafrikanische Firma Erinys International. Zuletzt sicherten sie Ölanlagen im Nigerdelta, Angola und Kolum-

Der Privat-Militärische Komplex

Blackwater ist so eine Firma. Sie bildete auf dem firmeneigenen Trainingscamp über 50.000 Spezialisten aus. Die Military Professional Resources Inc. (MPRI), ebenfalls aus Virginia, trainierte die amerikanischen GI's im Camp Doha in Kuwait im Nahkampf für den Krieg im Irak. Von den Befürwortern dieser Entwicklung werden die privaten Militär- oder Sicherheitsfirmen als effektive und marktkonforme Methode angesehen. So bekämpfte beispielsweise die britische Firma Sandline im Auftrag der Regierung in Papua Neuguinea Rebellen. Oder aber die Nahrungsmittelkonvois von Hilfsorganisationen werden vor Warlords geschützt, wie 1992 in Somalia. Auf der Internetseite der International Peace Operations Association, einem Dachverband einiger Militärfirmen, werden derartige »private Friedensdienste« als besonders wertvoll für den internationalen Frieden und »menschliche Sicherheit« gepriesen. Und in Großbritannien plant die Labourregierung zukünftig, dass die Luftbetankung der Royal Air Force durch die europäische Rüstungsschmiede EADS übernommen werden soll.

bien, heute schützen sie als Subunternehmer des Pentagons die Pipelines im Irak – Auftragsvolumen 40 Millionen Dollar.

Bei der chilenischen Menschenrechtsorganisation CODEPU, ebenfalls jahrelang mit medico verbunden, hat der Einsatz der Söldner aus ihrem Land helles Entsetzen hervorgerufen. In Südamerika vertraute Blackwater bewusst auf lokale Experten wie José Miguel Pizarro. Der ehemalige Offizier der Pinochet-Armee und jetzige Chef der uruguayischen Sicherheitsfirma Neskowin ließ nicht nur in Chile seine alten Kontakte spielen und rekrutierte vorzugsweise Ex-Militärs, die



Privatisierung und »Outsourcing« machen nicht vor den Kasernentoren Halt. Markt und Militär gelten nicht mehr als Gegensätze. Dies hat Konsequenzen für die Kontrollfunktionen der Parlamente. War der Bereich Sicherheit bislang schon nicht besonders streng parlamentarisch kontrolliert, so werden die Parlamentarier in Zukunft noch weniger mitzureden haben, weil sich militärische Einsätze durch den klammheimlichen Vormarsch privater Militärfirmen der Kontrolle entziehen. Genau diese Lücke macht die Firmen so attraktiv für manche Regierung. So beauftragte die amerikanische Regierung, an den scharfen Kontrollen des Kongresses vorbei, MPRI, die kroatische Armee auszubilden. Dies geschah just zu einem Zeitpunkt, als diese Armee in der Krajina ethnische Säuberungen durchführte.

Auch die Regierung von Tony Blair in Großbritannien schickte lieber die Firma Sandline International nach Sierra Leone ins Gefecht, als die eigenen Soldaten von Heer, Marine und Luftwaffe. Dies geschah ohne in der Öffentlichkeit und ohne Gefahr zu laufen, sich für tote und verletzte Soldaten in Westafrika rechtfertigen zu müssen.

wegen ihrer Aktivitäten unter Pinochet bereits klammheimlich in den Vorruhestand versetzt worden waren. Auch in Argentinien wirbt er Armeeveteranen für den Einsatz in Bagdad an.

Seit vielen Jahren ringt CODEPU mit der chilenischen Regierung darum, dass die Folgen der Folter unter der Militärdiktatur für den Einzelnen und für die Gesellschaft juristisch und gesellschaftlich aufgearbeitet werden. Die Täter sollen vor Gericht kommen und den Opfern Hilfe und gesellschaftliche Anerkennung zuteil werden. Stattdessen nun wird die Folterexpertise der Ex-Militärs, die ihren ersten Schliff in der berühmten »Escuela de las Americas« bekamen, auch

In Deutschland ist die Privatisierung bislang nur in so unverdächtigen Bereichen wie Fuhrpark, Liegenschaften und Kantinen der Bundeswehr versucht worden. Aber mancher deutsche Firmenchef möchte auch ein wenig von dem Kuchen abbekommen. Die Firma Optronix aus dem süddeutschen Königsbrunn, deren Geschäftsführer Ende Mai wegen illegaler Waffengeschäfte zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde, sucht auf ihrer Internetseite »Civilians on the Battlefield«; »Statisten für Rollenspiele bei Manövern der U.S. Armee«, heißt es etwas weniger martialisch in der deutschen Anzeige. Das alles ist völlig legal. Interessenten müssen ihre Lohnsteuerkarte mitbringen; die Entlohnung beträgt 80 Euro pro Tag, plus Fahrtkosten, Unterkunft und Verpflegung. Im Irak zahlen die amerikanischen Firmen bis zu \$1.500 pro Tag – attraktiv genug für manchen Fallschirmjäger, seinen Dienst bei den Streitkräften zu quittieren.

Neue Märkte nach dem Kalten Krieg

Die Abrüstung nach dem Ende des Kalten Krieges hat nicht nur eine Schwemme gebrauchter Waffen hervorgebracht, sondern ebenso einen

noch zum Exportschlag. Die chilenische Regierung hat dazu eine zynisch anmutende Erklärung abgegeben, die einer erneuten Verhöhnung der Opfer gleichkommt: In Zeiten der Globalisierung sei es jedem Einzelnen überlassen, seine Dienste weltweit anzubieten, so Verteidigungsministerin Bachelet.

Khulumani und CODEPU haben die juristische und gesellschaftliche Aufarbeitung der Diktatur- und Apartheid-Verbrechen immer auch als einen Weg betrachtet, die Wiederholung solcher Verbrechen zu verhindern. Wie oft wurde ihr Einsatz als »lästiges Wühlen in der Vergangenheit« abgetan. Als könnten diese Schatten des Vergangenen nicht wiederkehren. Die Vorgänge im Irak sind ein trauriger Gegenbeweis – aber zugleich auch eine politische Verpflichtung unseren Partnern weiter zur Seite zu stehen. Denn ihr Kampf ist noch nicht vorbei! Dafür aber brauchen wir ihre finanzielle Mithilfe. Die immer noch gültigen Stichwörter der Solidarität lauten: »Chile« und »Südafrika«.



Überschuss qualifizierter Militärfachleute, die jetzt in den Militärfirmen neue Betätigungsfelder finden. Die großen, international operierenden privaten Militärfirmen rekrutieren ihr Personal im Wesentlichen aus ehemaligen Offizieren. Die Liste der Beschäftigten der Firma MPRI beispielsweise liest sich wie ein »Who's Who« pensionierter US-Offiziere. Direktor der Firma ist Ex-General Carl Vuono, der das US-Heer während des »Desert Storm« im Golfkrieg kommandierte. Entsprechend voll sind die Auftragsbücher der Firma heute. Allein für den Irak vergab das Pentagon an MPRI Aufträge im Volumen von 2,5 Millionen Dollar – pikanterweise für ABM-Programme, in denen ehemalige irakische Soldaten »öffentliche Arbeiten« verrichten sollen. Ein Dutzend pensionierte Generäle und Admiräle stehen auf der Gehaltsliste, ebenso ehemalige hochrangige Mitarbeiter der CIA und frühere US-Botschafter. 700 Personen beschäftigt MPRI fest, weitere 11.000 sollen jederzeit für Kurzeinsätze abrufbar sein.

Das Produkt, das der neue Private Militärische Komplex verkauft, ist die Steigerung der Kampfkraft von Armeen. Die Zeitschrift *Parameters*, das Sprachrohr des US-Heeres, ist durchaus von der Tätigkeit privater Militärfirmen angetan und spricht im Stile von Unternehmensberatern von der Möglichkeit, dass sich die Streitkräfte, wenn sie von privater Seite entlastet werden, auf ihre ‚Kernkompetenzen‘ konzentrieren können – nämlich ‚kämpfen‘. Halliburton, eine dieser privaten Militärfirmen, die früher vom heutigen Vizepräsidenten Dick Cheney geleitet wurde, bezeichnet sich selbst als ‚Force Multipliers‘, als Kampfverstärker. In den USA passt die Privatisierung in das marktwirtschaftlich orientierte Konzept der Konservativen, vor allem aber auch in das Konzept, die Streitkräfte auf Kampfeinsätze auszurichten, ohne sie dabei zu vergrößern. Verteidigungsminister Rumsfeld schrieb: »Jede Funktion, die vom privaten Sektor übernommen werden kann, ist keine Kernfunktion der Regierung.«

Das Gewaltmonopol an der Börse?

Der Boom der privaten Militärfirmen ist jetzt auch für die großen Aktienunternehmen interessant. 1997 fusionierten die Londoner Firma Defense Service Limited und die US-Firma Arms

Holdings, die 1999 und 2000 zu den 100 am schnellsten wachsenden Firmen gehörte. MPRI wurde 2000 von L-3 Communications aufgekauft. Der Riesenrüstungsmulti Lockheed Martin wiederum gliederte L-3 als eigenständige Firma aus. Computer Science Corporation, selbst ein großer Auftragnehmer des Pentagon, zahlte im vorletzten Jahr 950 Millionen Dollar, um DynCorp aufzukaufen. Mit einer Weltmarktstrategie (global branding im Jargon der Business Schools) wollen die Firmen sich ein seriöses Image zulegen und ihren Service weltweit anbieten.

»Rent-a-Soldier« ist also keine Utopie mehr. Viele der Tätigkeiten dieser Firmen sind durchaus legal. Manche aber operieren in einer Grauzone. Doch selbst die wehren sich gegen die Klassifizierung als moderne Söldner und legen Wert darauf, ordentlich im Handelsregister angemeldet zu sein und Steuern zu zahlen. Der rasch wachsende »Sicherheits«-Markt konnte sich als Teil einer umfassenderen Privatisierung im Konzept des »schlanken Staat« entwickeln. Diese Privatisierung von Militäreinsätzen birgt aber eine große Gefahr. Eine wichtige Funktion des Staates wird unterhöhlt, in manchen Ländern ganz aufgehoben, nämlich die alleinig autorisierte Institution zu sein, Gewalt anzuwenden um Rechtsstaatlichkeit zu gewährleisten.

Es gilt zu fragen, wem gegenüber sich die privaten Militär- und Sicherheitsfirmen für ihre Handlungen eigentlich verantworten müssen? Während die Regierung gegenüber dem Parlament rechen-schaftspflichtig ist, sind private Firmen dies nur gegenüber ihren Aktionären und Auftraggebern. Deshalb müssen die Bürger in den westlichen Demokratien dafür sorgen, dass durch die Privatisierung militärischer Aufgaben die parlamentarische Kontrolle nicht ausgehebelt wird. Schließlich besteht ein qualitativer Unterschied zwischen Privatisierung von Post oder Bahn und Militär oder Polizei – und der ist im staatlichen Gewaltmonopol begründet.

Prof. Dr. Herbert Wulf war bis 2001 Direktor des Internationalen Konversionszentrums Bonn (BICC). Heute berät er das UNDP zu Abrüstungsfragen in Nordkorea.



Sahraisches Flüchtlingslager im Süden Algeriens

Foto: medico-Archiv

Kontinuität und Unabhängigkeit

Aufruf zur Gründung einer »stiftung medico international«

»Angesichts einer Welt, die in Gewalt und Irrationalität zu versinken droht, kommt es darauf an, Inseln der Vernunft zu schaffen.«

Mit diesen Worten haben Ende letzten Jahres prominente Ärzte und Psychoanalytiker, allen voran Margarete Mitscherlich-Nielsen und Paul Parin zur Gründung einer *stiftung medico international* aufgerufen. »Die nachhaltige Überwindung von Not erfordert einen langen Atem sowie die Ungebundenheit von staatlichen Interessen und medialen Konjunkturen. Beides bedarf einer unabhängigen finanziellen Basis«, heißt es in dem Aufruf weiter, dem sich unterdessen auch der ehemalige hessische Justizminister Rupert von Plottnitz, die Fotografin Barbara Klemm, die Direktorin des

Deutschen Architekturmuseums Ingeborg Flagge, die Intendantin des Schauspiel Frankfurt Elisabeth Schweeger und einige andere Frankfurter Persönlichkeiten angeschlossen haben.

Die Idee, eine *stiftung medico international* einzurichten, liegt auf der Hand. Ohne ein verstärktes und auf Dauer angelegtes gesellschaftliches Engagement, ohne Partizipation von sozialen Bewegungen, Bürgerinitiativen und Stiftungen wird es keine Lösung der großen Zukunftsaufgaben geben. Gerade die Verwirklichung des universellen Rechts auf Gesundheit bedarf der Initiative von Organisationen, die mit Beharrlichkeit und unabhängig von staatlicher Politik für Veränderungen eintreten können.

Prominente unterstützen den Aufruf zur Gründung einer »stiftung medico international«



Rupert von Plottnitz, ehemaliger hessischer Justizminister



Margarete Mitscherlich-Nielsen, Psychoanalytikerin

Foto: dpa

Gesellschaftliche Veränderungen, die nicht nur auf ein unmittelbares Abfedern von Not zielen, gelingen nicht von heute auf morgen. Das Bemühen um eine nachhaltige Sicherung von Gesundheit erfordert Kontinuität und finanzielle Ausdauer. Gefragt sind um Ausgleich bemühte Hilfen, die unabhängige Expertise für die Entwicklung tragfähiger Zukunftsstrategien, die rechtliche Absicherung des Zugangs zu sozialer Sicherung und Gesundheitsversorgung über alle Grenzen hinweg.

Schon heute ist Gesundheit eine Aufgabe, die nur im globalen Kontext angegangen werden kann. Krankheiten kennen keine Grenzen. Allein die Verbesserung der katastrophalen Lebensgrundlagen in den heute ärmeren Regionen der Welt sichert künftig auch die Gesundheit der Menschen im Norden.

Aktiv – für das Recht auf Gesundheit und soziale Sicherung

Der Verein *medico international* wurde 1968 von Frankfurter Bürgerinnen und Bürgern gegründet, um Menschen in Not mit medizinischer Hilfe zur Seite zu stehen. Seitdem bemüht sich *medico international* um wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lebensbedingungen, die allen Menschen ein Höchstmaß an Gesundheit ermöglichen.

Dabei konnten wir durchaus Erfolge erringen. Ein besonderer war gewiss die 1999 wirksam gewordene Ächtung von Antipersonenminen. Bald 10 Jahre haben wir dafür gestritten. Nur mit Beharr-

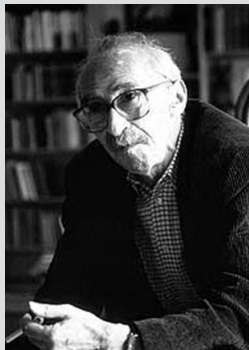
lichkeit und nicht zuletzt Dank der Unterstützung einer US-Stiftung war es schließlich möglich, das Verbot von Minen zu erwirken und im Völkerrecht den Schutz der Menschen vor einer der heimtückischsten Waffen verbindlich festzuschreiben.

Auch die Erkenntnis von der Bedeutung der psychischen Seite von Gesundheit musste sich erst durchsetzen. Anfang der 80er Jahre, als wir mit unseren Unterstützungsprogrammen neben der materiellen Not der Menschen auch deren psychisches Leiden ernst zu nehmen begannen, wurden wir noch belächelt. Inzwischen sind uns viele gefolgt und heute steht außer Frage, dass Entwicklung und Frieden ohne die psychosoziale Versorgung der Opfer von Armut, Terror und Krieg nicht möglich ist. Zukunft braucht die Bearbeitung lähmender Traumata aus der Vergangenheit. Die Gestaltung eines menschenwürdigen Lebens gelingt nur durch die Menschen selbst.

Auch heute setzt *medico international* wieder Zeichen. Gemeinsam mit unseren Partnern im Süden, die wir seit vielen Jahren in ihren sozialmedizinischen Programme unterstützen, arbeiten wir daran, wie die Idee der Solidargemeinschaft gegen leere Kassen und bürokratische Verschwendung verteidigt werden kann.

stiftung medico international

Die Kontinuität solcher Arbeit zu sichern und für ihre unabhängige finanzielle Basis zu sorgen, ist der Zweck der *stiftung medico international*.



Paul Parin,
Psychoanalytiker



Elisabeth Schweeger,
Intendantin des Schauspiel
Frankfurt

Foto: Erika Fernschild

Bis Ende des Jahres, so haben wir es uns vorgenommen, wollen wir ein Stiftungskapital in Höhe von 500.000€ zusammentragen. Eine solche Summe scheint – nicht zuletzt aufgrund des skandalösen Sozialabbaus, der überall im Land die Suche nach Geld erhöht hat – sehr hoch. Dennoch halten wir dieses Ziel nicht für unrealistisch. Immer wieder haben wir in den letzten Jahren Signale von einzelnen Spenderinnen und Spendern bekommen, dass sie eventuell bereit wären, für eine medico-Stiftung Anteile von Vermögen und Erbschaften zu stiften, bzw. in Testamenten zu berücksichtigen. Dabei mögen die steuerlichen Begünstigungen von Stiftungen eine Rolle spielen, vor allem aber ist es der Wunsch, soziales Engagement dauerhaft zu sichern und dafür zu sorgen, dass sich das Bemühen um Gesundheit auch in die Zukunft fortsetzen kann.

Stiftungseinlagen und Spenden sind etwas grundsätzlich Verschiedenes. Spenden sind an eine zeitnahe Verwendung gebunden. Zuwendungen an Stiftungen dagegen sind auf Dauer festgelegt und wirken über ihre Erträge, bis weit in die Zukunft.

Gemeinsam mit Ihnen, liebe Spenderinnen und Spender, gemeinsam auch mit den prominenten Unterstützerinnen und Unterstützern, wollen wir uns nun in den nächsten Monaten auf die Suche nach Menschen begeben, die mit den Zielen von medico übereinstimmen und bereit sind, zur Bildung des Grundstockes der Stiftung beizutragen. Vielleicht gibt es ja solche Menschen auch in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis, vielleicht

sind Sie sogar selbst in der glücklichen Lage, sich mit einer Einlage finanziell am Aufbau der Stiftung zu beteiligen, einmalig zusätzlich zu Ihren Spenden.

Die Mindestsumme für eine Stiftungseinlage haben wir auf 3.000€ festgelegt.

Schreiben Sie uns oder rufen Sie uns an, wenn für Sie eine solche Einlage in Frage kommt oder Sie jemanden kennen, der dies eventuell tun möchte. Da die Stiftung noch im Prozess der Gründung ist, leisten Sie bitte noch keine Überweisung, sondern erklären nur Ihre Bereitschaft.

Wenn nur einige von Ihnen sich aufmachen, um im Freundeskreis oder der Verwandtschaft die notwendige Überzeugungsarbeit zu leisten, dann kann es gelingen, bis Ende dieses Jahres tatsächlich die »Insel« zu schaffen, von der Margarete Mitscherlich-Nielsen und Paul Parin in ihrem Aufruf gesprochen haben.

Wir werden Sie über den Fortgang der Stiftungsbildung selbstverständlich auf dem laufenden halten. Gerne senden wir Ihnen den Aufruf des Unterstützerkreises und die Broschüre *stiftung medico international*, die im einzelnen über Ziele, Struktur und die Vorteile der Stiftung informiert.

Für weitere Informationen steht Ihnen unsere Mitarbeiterin *Gudrun Kortas*, (Spenderbetreuung) gerne zur Verfügung.

Tel. (069) 944 38-28, eMail: kortas@medico.de

Begegnungen auf Augenhöhe

Ein alternativer Wahrnehmungsversuch:
Südafrikanische Township-Kids touren durch Deutschland

Wenige Tage bevor die Jugendlichen des Children's Resource Centers Ende April in Frankfurt eintrafen, um sich auf eine Reise durch zehn Städte und Lebenswirklichkeiten Gleichaltriger in Deutschland zu begeben, veröffentlichte eine Frankfurter Zeitung einen Reisebericht deutscher Schülerinnen und Schüler. Mit viel Geld, das die Gymnasiasten in einem Sponsord Walk gesammelt hatten, waren sie nach Peru gereist, um den Scheck Bedürftigen zu überbringen. Der Zeitungsbericht spiegelte die Erfahrungen der Schüler als Klischee wider. Sie hätten, so der Reporter, im peruanischen Elendsviertel erst einmal aufräumen müssen. Reich besucht Arm und bringt noch etwas bei, klang beiläufig im Text mit.

Gibt es eine andere Form des Austauschs, die dieser naheliegenden, aber letztlich vorurteilsgeladene Wahrnehmung eine partnerschaftliche Sicht entgegensetzt? Liegt in der Umkehrung des Gewohnten bereits die Möglichkeit des Anderen? Als der Besuch der südafrikanischen Kinder und Jugendlichen in Deutschland erwogen wurde, waren diese Fragen noch gar nicht im Schwange. Erst im Werden der Reise war klar, dass hier etwas ganz und gar unübliches geplant wurde. Uns erreichten besorgte Anfragen, ob nicht Spenden für Flugreisen ausgegeben würden, statt für überlebenswichtigere Dinge. Die berechtigte Anfrage offenbarte vor allen Dingen das Wagnis, nicht mit der Hilfsbedürftigkeit der Spendenempfänger sondern mit deren Autonomie, Selbstbewusstsein und ihrem Anspruch auf den gleichen Zugang zu den Sonnenseiten der Globalisierung Fundraising betreiben zu wollen.

Ende April trafen die Kinder und Jugendlichen, Aktivist*innen der Kinderbewegung, die unter dem Dach des CRC entstanden ist, begleitet von Maureen Meder, Marcus Solomon und Lukholo Ngamlana, den erwachsenen Beratern und tragenden Säulen des CRC, in Frankfurt ein. Kinder

und Jugendliche aus den townships von Kapstadt und Durban, die erst mit der Mitarbeit im CRC die Grenzen ihres Wohnviertels verlassen haben und nun zum ersten Mal in ihrem Leben im Ausland waren. Wer Bulelwa, Ulrich, Kgabile, Lucia oder den anderen gegenübertritt, ist sich sicher, Kinder und Jugendliche aus wohlbehüteten schwarzen Mittelschichtsfamilien vor sich zu haben. Ihr gewandtes öffentliches Auftreten, ihre Eloquenz und Sozialität lassen nicht vermuten, dass sie unter extremen Gewalt- und Armutsverhältnissen groß werden. Gefragt danach, welchen Unterschied er gleich nach seiner Ankunft festgestellt habe, sagt Ulrich, dass ihm erst gar nichts besonderes aufgefallen sei. Aber dann: »Hier fehlt die Angst, das Verbrechen, das permanente Bedrohungsgefühl. Hier konnte ich meinen Angst-Radar ausschalten, der in Südafrika einsetzt, sobald mir jemand zu nahe kommt.« Hoffentlich, so Ulrich, funktioniere er zu Hause wieder.



Kampf um ein relevantes Leben

Marcus Solomon, der Gründer des CRC, möchte nicht so sehr über die Unterschiede sprechen. Egal ob reiche oder arme Länder, im Grunde kämpften die Kinder überall darum, ein – wie er es ausdrückt – »relevantes Leben« zu führen – nicht abgeschoben, nicht ausgegrenzt, nicht als minderwertig betrachtet zu werden. Die Kinderbewegung unter dem Dach des CRC organisiert sich deshalb selbst. »Die Kinder sind die Akteure der Veränderung.« Ihrer eigenen und die ihrer Umwelt. Aus Selbstachtung entsteht Achtung für die Umwelt und daraus soziales Handeln. »Erst dann können Menschen gemeinsam etwas entwickeln«, so Solomon.

Diese Grundsätze kann die Schulsozialarbeit der Paul-Hindemith-Gesamtschule in Frankfurt ebenfalls unterschreiben. An dieser Schule im sozialen Brennpunkt wird versucht in einer einjährigen Ausbildung zu Konfliktmediatoren, den Schülern ein Instrumentarium der eigenständigen Konfliktbewältigung an die Hand zu geben. Bewusst werden die hierarchischen Strukturen der Schule dabei außen vorgelassen. Dass die Mediatoren aus dem Frankfurter Migranten-Viertel Gallus

und die Kids vom CRC schnell eine gemeinsame Sprache finden, lässt sich denken. Sie eint nicht nur das Interesse für Musik, ein bei allen Unterschieden ähnlicher sozialer Hintergrund, sondern auch der Kampf ums »relevante Leben«. Nur einer von neun Streitschlichtern aus Frankfurt hat bislang eine Lehrstelle gefunden. 12 Stunden verbringen die beiden Gruppen miteinander. In Rollenspielen werden Schulerlebnisse und Arbeitsansätze ausgetauscht, Musik und Lebenserfahrung im gebrochenen Englisch thematisiert, aber auch über Politik, soziale und rassistische Ausgrenzung diskutiert. Man ist sich so nahe gekommen, dass auch manch harter Junge die Baseball-Kappe ins Gesicht ziehen muss, um beim Abschied die Rührung zu verbergen. Ein Moment der »einen Welt« wurde spürbar. Und wer weiß, vielleicht wiederholt er sich. Die munteren Zwillinge Seher und Sakine sehen sich schon in Kapstadt. Und Ulrich weiß bereits, was er ihnen zeigen will: das township Khayelitsha. »Hier können sie sehen, wie lebendig wir sind, und wie man Überleben in Armut organisiert. Dann werde ich sie in eines der reichsten Viertel führen, um zu zeigen, dass Südafrika einen langen Weg zu gehen hat, bevor der Kampf wirklich vorbei ist.«

Katja Maurer

Weitere Informationen

Ausführliche Informationen über das CRC, über die Tour der Kinder und Jugendlichen durch Deutschland mit Bildern und Berichten von den Begegnungen finden Sie auf unserer homepage www.medico.de. Wir senden Sie Ihnen auch gern per Post zu.

Was sich aus den Begegnungen an neuen Ideen für Kontakte, Austausch, Spendensammeln entwickelt, werden wir Ihnen an dieser Stelle mitteilen. Wenn Sie oder ihre Einrichtung an einer Partnerschaft mit dem CRC interessiert sind, wenden Sie sich bitte an Anne Jung
Telefon: (069) 944 38 27, eMail: jung@medico.de



Südafrikanische Kinder in einer Frankfurter Schule. Foto: Ingo Thiel

Spendeninformation

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

Einmalige Spenden

Wenn Sie uns eine Spende überweisen, möchten wir Sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendernummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr.

Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100€ automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100€ genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung.

Fördermitgliedschaft

Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120€. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10€ monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60€. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauf folgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Adressänderung

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu »finden«, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Spendenquittungstelefon

Tel. (069) 944 38-11, Fax: (069) 944 38-15
oder eMail: info@medico.de

Bankverbindung

medico international, Spendenkonto 1800,
Frankfurter Sparkasse, BLZ 50050201

Liebe Leserinnen und Leser,
wir möchten Ihnen eine Auswahl unseres Materials vorstellen, das Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter Tel. (069) 94 43 80 gerne zur Verfügung. Das vollständige Programm können Sie bei uns anfordern oder auf unserer Homepage einsehen.

→ Neu: medico Jahresbericht 2003



(28 S.) mit Gesamtüberblick Projekte/Projektländer, Arbeitsfelder, Grundsätze, Schwerpunkte 2003, Finanzbericht u. Organisationsstruktur.

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de nachlesen.

→ Reports

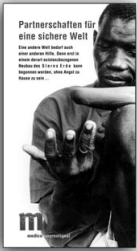


»Macht und Ohnmacht der Hilfe«
Eine Dokumentation über die Krise humanitären Handelns
Der medico-Report 25 gibt nicht nur eine kritische Bestandsaufnahme der Instrumentalisierung von Hilfe, sondern beschäftigt sich auch mit Perspektiven

einer Hilfe, die sich nach wie vor als sozialer Akteur versteht. 10€.

Eine Liste aller Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

→ medico Kurz-Information



»Partner für eine andere Welt«, (6 S.)

Faltblatt über die Globalisierung des Schreckens und Alternativen zu einer militärisch gestützten Sicherheitspolitik.

Darstellung der medico-Hilfe anhand von Projekten in

Israel/Palästina, Guatemala, Sierra Leone, Kurdistan/Irak, Afghanistan; incl. Information zur medico-Fördermitgliedschaft.

Kampagneninformationen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Neugierig geworden? Rufen Sie uns an unter: (069) 944 38 27 (Anne Jung).

Hier eine kleine Auswahl:

→ Faltblätter



Südafrika:

Das Children's Resource Centre (10 S.)

Kinder und Jugendliche nehmen ihr Leben in die eigenen Hände
Über Gesundheitsaufklärung,

Training gegen Gewalt an den Schulen und die Organisation von Mädchengruppen in den Townships Südafrikas



Brasilien:

Last Exit Itacaré (16 S.)

Eine Beschreibung der vielfältigen medico-Projektförderung: Alle Projekte sind durch Eigeninitiative der Menschen von

Itacaré entstanden und stehen exemplarisch dafür, dass kreative Gegenwehr und Autonomiehilfe möglich sind.

- medico Jahresbericht 2003
- Report 25 – Macht und Ohnmacht der Hilfe (10€)
- Kurzinfo – Partner für eine andere Welt
- Faltblatt – Südafrika: Children's Resource Centre
- Faltblatt – Brasilien: Last Exit Itacaré
- CD-Rom – Rohstoffhandel und Krieg in Afrika
- Faltblatt – Entschädigung jetzt!
- Zeitung – Die Saat des Krieges
- Fotoausstellung – O fim do mundo?

Name:

Strasse:

Ort:

Meine Spendernummer:

Ich bestelle

- kostenlose Materialien
- gegen Rechnung (zzgl. 2€ Versandkosten)
- Ich möchte, dass der Rechnungsbetrag von meinem Bankkonto abgebucht wird.
(das gilt nur für diese Bestellung)

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte senden an:

medico international e.V.
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 43 60 02



GAZA*

AIR STRIKES.

MASSIVE HOUSE DEMOLITIONS.

TENS OF THOUSANDS DISCONNECTED

FROM MEDICAL SERVICES.

THOUSANDS TURNED INTO REFUGEES -

AGAIN.

**GRAVE HUMAN RIGHTS
VIOLATIONS AND WAR CRIMES.**

**REVENGE CANNOT BE POLICY -
VIOLENCE WILL NOT BRING PEACE.**

**Gaza Community Mental Health Program
Palestinian Center for Human Rights – Gaza
Physicians for Human Rights – Israel**

and many others...

*Diese Anzeige haben unsere Partner aus Israel und Palästina zu den Angriffen der israelischen Armee im Gaza-Streifen in der israelischen Presse geschaltet.

Hilfsappell für den medico-Solidarfonds »Israel/Palästina«

Unsere palästinensischen Partner sind mit Ärzten und mobilen Kliniken im Flüchtlingslager Rafah vor Ort: zur Versorgung der Verwundeten und zur Betreuung der Menschen, deren Häuser zerstört wurden.

Parallel organisieren unsere israelischen Partner die Hilfsgüter. Auch nach dem Rückzug der israelischen Armee. Seit 13 Jahren arbeiten die Physicians for Human Rights aus Israel und die Medical Relief Society aus Palästina auch unter den dramatischsten Umständen zusammen: in Rafah, an der Mauer, in der Westbank. **Sie brauchen dringend Ihre Unterstützung.**



medico international

www.medico.de

Tel.: (069) 94 43 80

Kontonummer: 1800

BLZ: 500 502 01

Stichwort: Israel-Palästina